



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zu Goethes fünfzigjährigem Todestage : (Goethe † den 22. März 1832.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Zu Goethes fünfzigjährigem Todestage.

(Goethe † den 22. März 1832.)



Die fünfzigste Wiederkehr des Tages, an welchem Goethe unter dem sehnsüchtigen Rufe: Mehr Licht! aus dieser Welt geschieden, gilt es heute still zu begehen. Gedenktage, fröhliche und ernste, fordern stets zu innerer, vertiefter Betrachtung auf; ringt sich an ihnen doch aus unsrer Seele die Erkenntnis los, daß wir die geistige Erbschaft der Vorzeit angetreten haben, daß uns aber auch daraus die ernste Pflicht des Weiterarbeitens erwächst. Mit Recht haben geistvolle Franzosen unser Jahrhundert das Jahrhundert Goethes genannt, denn der gewaltige Mann, der auf der Höhe der Menschheit thronte, er hat dem ganzen Sein und Denken dieses Jahrhunderts einen unverwischbaren Stempel aufgeprägt. Wenn er von seinem dahingeschiedenen großen Genossen Schiller sagen durfte, daß schon in ganzen Schaaren sich das Eigenste, was diesem allein gehörte, verbreite, so traf er damit auch das Wort, das sein eignes Verhältnis zur Nachwelt bezeichnet. Freilich ist die Erkenntnis von dem, was Goethe uns Deutschen gewesen, nur langsam unter uns aufgegangen. Wie die ersten christlichen Gemeinden fern vom Getümmel des Werkeltages zusammenkamen, eine demütige, friedfertige Schaar, nur in sich gewissen Glaubens lebend, dann aber von Jahrzehnt zu Jahrzehnt der Siegesruf des Kreuzes immer stärker und stärker zum Himmel schwall, so hat auch die stille kleine Goethegemeinde lange ein der Welt scheinbar verborgenes Dasein gelebt, lernend und lehrend, bauend und erbauend. Aber heute wissen die wenigen Alten, die aus ihr noch übrig geblieben sind und des Lichtes sich erfreuen, daß auch der Same, den sie ausgestreut, zu herrlicher Ernte emporgediehen.

Grenzboten I. 1882.

80

Es ist erstaunlich, was die beiden letztverfloffenen Jahrzehnte zum Studium Goethes beigetragen haben. Eine eigne „Goethephilologie“ hat sich gebildet. Sie findet ihre Vertreter in den verschiedensten Berufsständen. Sie bietet, wie die altklassische Philologie, Gelegenheit zu tief angelegten Untersuchungen, zu Wortknaupeleien, zur Konjekturekritik. Sie hat geistesfreie Jünger, die kühnen Sinnes den geheimen oder verschlungenen Wegen des schaffenden Dichtergenies nachgehen, in der Forschung wohl manchmal irren, aber stets fördern. Sie hat Jünger, die mit Schere und Leimtopf arbeiten, Werk auf Werk zusammenfleben, die niemals irren, aber auch nie beleben. Sie gewährt auch dem Dilettanten Gelegenheit, billige Vorbern zu pflücken. Mag auch der strenge Forscher dieselben arg zerzausen, nur allzu oft den geliehenen Fliederstaat von solchem Bettelrock schonungslos herunterreißen, er wird den Nimbus der Leute, die mit dem großen erborgten Namen prunkend prahlen und das „Sand in die Augen werfen“ so meisterlich verstehen, nicht ausrotten. Und wozu auch! Der Tisch, der hier bereitet ist, ist so herrlich bestellt, daß eine gute Anzahl Schmarozer von den Brosamen, die ihm entfallen, mit gesättigt werden kann.

Daß eine Goethephilologie heute möglich ist, das ist vor allem einem Manne zu danken: Salomon Hirzel. Er war vielleicht der feinsüßligste Kenner des Dichters, der je gelebt. Er war der Sammler der herrlichen Goethebibliothek, die, sein großartiges Vermächtnis an die Universität Leipzig, den Grundstock für alle Arbeiten über den Dichter abgibt und abgeben wird. Sein „Neuestes Verzeichnis“ dieser Bibliothek war eine wissenschaftliche Leistung ersten Ranges. Denn hier war das kritische Material, soweit es in Drucken vorliegt (nur wenig fehlt), zum erstenmale in seiner Vollständigkeit zu überblicken, hier mußte es klar werden, daß der Text des Dichters dieselbe philologische Arbeit verlange, wie sie an den Schriftwerken des griechischen und römischen Altertums seit langem so erfolgreich geübt wird. Aus diesen reichen Schätzen gingen die drei Bände hervor, die die Werke des jungen Goethe in ihrer originalen, fast unbekannt gewordenen Gestalt brachten. Die Ausgabe ist durchweg von Salomon Hirzel selbst besorgt, der in der tiefen Bescheidenheit, die ihn während seines ganzen Lebens auszeichnete, es verschmähte, seinen Namen auf den Titel zu setzen, es verschmähte, in der Vorrede, die er einem andern zu schreiben überließ, Rechenschaft über die eingeschlagene Methode der Textauswahl und Textrekonstruktion zu geben. Es ist wirklich nicht bloß ein Abdruck der ersten Ausgaben, der im „Jungen Goethe“ uns geboten wird; überall zeigt sich Feinsüßlichkeit, sicheres Treffen des Echten, kurz alles das, was den großen kritischen Herausgeber macht. Der „Junge Goethe“ hat denn auch zu regem Arbeiten ermuntert. Man kann sagen, daß die ersten Jahre dichterischen Schaffens jetzt die bestgekannten aus dem ganzen Leben Goethes sind.

Noch etwas andres hat Salomon Hirzel, wenn auch nicht angeregt, so doch gefördert, ja vielleicht erst ermöglicht. Wir meinen die ein für allemal

grundlegende Arbeit von Michael Bernays „Über Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes.“ Hier, und zwar mit Hilfe der von Hirzel gesammelten Drucke, wurde dargelegt, wie der Goethetext, vornehmlich der der Jugendwerke, von Ausgabe zu Ausgabe mehr verderbt worden, hier aber auch mit sicherem Blick und sorgfamer Hand Heilung der Schäden geboten. Im Spätsommer des Jahres 1866 wurde Bernays' Arbeit gedruckt. Die neu erwachende deutsche Bewegung spiegelt sich in den tief empfundenen Schlussworten wieder. Wir, die wir jetzt im neuen Deutschen Reiche leben, wir, denen über Bitten und Verstehen der volle Lebensinhalt gegeben ist, ein Kaiser und ein Staat, wir wissen jetzt, wie die großen Geister unsrer Nation, allen voran Goethe, der Einheit und Herrlichkeit des deutschen Volkes vorgearbeitet haben.

In solch froher Wissenszuversicht wollen wir denn auch unsre Goethearbeit fortsetzen, denn wer Goethe dient, dient Deutschland. Und unendlich viel ist noch für unsern Dichter zu thun. Drei Hauptaufgaben hat die Goethephilologie noch zu bewältigen. Wir verlangen — oder dürfen wir nur sagen: wir wünschen? —: 1) ein Verzeichnis sämmtlicher von Goethe ausgegangenen Briefe, womöglich eine vollständige Sammlung derselben; 2) eine kritische Ausgabe seiner Werke; 3) ein Leben Goethes. Mit kurzen Worten wollen wir diese drei Hauptaufgaben betrachten.

Gemeinsame Voraussetzung für alle drei ist, daß das Archiv des Goethehauses in Weimar endlich der Forschung erschlossen werde. Was in seinen Räumen noch verborgen liegt, weiß kein Mensch. Möglich, daß unsre Erwartungen allzu hoch gespannt sind. Gleichviel; die Erwartungen an sich sind berechtigt und müssen über kurz oder lang doch befriedigt werden. An Versuchen, die Sammlungen des Goethehauses für die deutsche Nation zu erwerben, hat es weder in den Zeiten des selig entschlafenen Deutschen Bundes, noch in unsern Tagen gefehlt. Sie sind sämmtlich kläglich an dem Widerstand der beiden Enkel des Dichters, den beiden letzten Trägern des Namens Goethe, gescheitert. Und doch haben sich diese beiden Enkel nicht gescheut, mit den kostbarsten Reliquien des Hauses Handel zu treiben! Die Originale des Schiller-Goetheschen Briefwechsels entgingen der Verzettlung an Autographenhändler oder der Wanderung nach dem Auslande nur durch das Dazwischentreten der Cottaschen Buchhandlung, welche diesen Schatz für sich erwarb. Die erste Gestalt des „Götz von Berlichingen“ lag, als das Goethehaus noch geöffnet war, im Arbeitszimmer des Dichters aus. Als die lange verschlossenen Pforten dem deutschen Schriftstellertage vor etwa zwei Jahren erschlossen waren, wo war da die kostbare Handschrift geblieben? Schon lange vor diesem Tage konnte man in Voepers Kommentar zu „Dichtung und Wahrheit“ die Andeutung finden, der König von Baiern sei jetzt der Hüter dieses Schatzes! Aus Niemers „Mitteilungen über Goethe,“ aus Eckermanns „Gesprächen“ mit dem Dichter kann man ein stattliches Verzeichnis von Goethemanuskripten aufstellen, die notwendigerweise im

Dunkel des Hausarchives liegen müssen. So vermiffen wir bis auf den heutigen Tag die erste Gestalt der „Lehrjahre Wilhelm Meisters,“ die den Titel „Wilhelm Meisters theatralische Sendung“ hatte und weit größer angelegt war als das später veröffentlichte Werk. Wir vermiffen die profaische Form des „Tasso,“ die ursprüngliche Gestalt der meisten kleinen, in den zehn ersten Weimarer Jahren für das herzogliche Liebhabertheater geschriebenen Stücke. Wir vermiffen die Tagebücher, die Goethe mit seltener Gewissenhaftigkeit bis an sein Lebensende geführt hat. Wir vermiffen die zahlreichen, von dem Dichter geführten Korrespondenzen, von jenen zwei aus Straßburg an den Frankfurter Jugendfreund geschriebenen Briefen an bis auf die letzten Lebensjahre. Denn was uns bisher im Auftrage der Goetheschen Erben geboten worden, ist nur karge Gabe, ein Bettelgroschen. Niemand kann freilich die Erben Goethes zwingen, die ihrer Obhut anvertrauten Schriftstücke allgemein zugänglich zu machen, ein Gesetz dafür giebt es in Deutschland nicht. Wohl aber giebt es eine Ehrenpflicht, die den Trägern eines großen Namens obliegt. Das haben die Nachkommen Schillers gewußt — wissen es die beiden Herren von Goethe wirklich nicht?

Trotz alledem ist wissenschaftliche Arbeit in großem Umfange an und für Goethe möglich. Irren wir nicht, so hat schon Wilhelm Scherer einmal darauf hingewiesen, daß es unumgänglich notwendig sei, die Briefe Goethes in ihrer Gesamtheit zu verzeichnen und herauszugeben. Zwei ältere Arbeiten der Art besitzen wir, beide unvollständig, und was schlimmer ist, beide ohne wissenschaftliches Verständnis gemacht; die Texte sind lückenhaft und von Fehlern der größten Art entstellt. Seit dem Schluß des vergangenen Jahres hat Strehlke sich der Aufgabe unterzogen, ein Verzeichnis der sämtlichen Briefe zu geben. Er hat überdies in den bis jetzt erschienenen fünf Heftchen das Material aus ungedruckten Hilfsmitteln reich vermehren können. Aber seine Arbeit leidet an einem falschen Prinzip. Er giebt die Briefe nach den alphabetisch geordneten Empfängern, verzeichnet die Druckorte, die Anfangsworte der einzelnen Schreiben, läßt aber den Inhalt derselben gänzlich unberücksichtigt. Seine Arbeit leidet außerdem an Flüchtighkeitsfehlern schlimmster Art — um nicht einen härtern Ausdruck zu brauchen. Was uns noththut, ist dies. Nach dem Vorbilde der mittelalterlichen Urkundenregesten sind auch die Briefe Goethes — beiläufig gesagt, sind gegen 10 000 Stück jetzt durch den Druck bekannt — chronologisch zu verzeichnen. Kann dabei aus der reichhaltigen Literatur ein Itinerar Goethes gegeben werden, so würde die Arbeit an innerm Werte ungemein gewinnen. Aber auch ohne ein solches wäre sie fördernd, ja zum genauern Verständnis unerlässlich. Hier kann eine unsrer deutschen Akademien, die wir fast nur zu sehr im grauen Altertum wandeln zu sehen gewohnt sind, sich ein großes und bleibendes Verdienst durch Stellung einer dahin zielenden Preisaufgabe erwerben. Auch ist die Aufgabe nicht allzu schwer, in der Hirzelschen Goethebibliothek, in den Sammlungen von Voepers und Woldemars von Biedermann — die gewiß

mit Freunden solchen Zweck zu fördern bereit sein würden — liegt das gesammte Rohmaterial vor.

Schwieriger zu bewältigen ist die zweite Forderung, die wir erheben. Eine kritische Goetheausgabe kann nur durch das einmütige Zusammenwirken mehrerer gleichstrebenden und sicher geschulten Genossen zustande kommen. In der sogenannten Hempelschen Ausgabe liegt ein nicht zu unterschätzender erster Versuch vor. Aber jeder tiefer in das Goethestudium Eingedrungene weiß, daß nur die Arbeiten, die G. v. Loeper, W. v. Biedermann und Kalischer für dieselbe geliefert haben, stichhaltig sind. Zudem hat die Hempelsche Ausgabe den Goethetext, wie er in der Ausgabe letzter Hand vorliegt, gewissermaßen kanonisiert, und in Bezug auf die Orthographie ist sie ganz den modernen Prinzipien gefolgt. Da ursprünglich nur beabsichtigt war, einen Text zu geben, der — im geraden Gegensatz zu den Cottaschen Ausgaben, die von Jahr zu Jahr an größeren Verderbnissen litten, bis auch hier Karl Goedeke heilend eingriff — möglichst fehlerfrei sein sollte, die Ausgabe zudem dem Bedürfnis aller Gebildeten in unserm Volke zu Gute kommen sollte, so konnte auch wohl kaum anders vorgegangen werden. Es fragt sich aber, ob bei einer durchaus kritischen Ausgabe derselbe Weg innegehalten werden kann. Ein zweifaches Verfahren für die Wiedergabe des Textes läßt sich denken. Man kann entweder die erste Gestalt eines Werkes dem Text zu Grunde legen und die Abweichungen der spätern Drucke oder Umarbeitungen in den Noten beibringen, oder man giebt umgekehrt die Gestalt, die das betreffende Werk noch zu Goethes Lebzeiten zuletzt erhalten, im Text und die Abweichungen der frühern Rezensionen in den Noten, und zwar so, daß die erste Form in denselben an letzter Stelle verzeichnet wird. Beides wird seine Berechtigung haben, beides aber noch nicht ausreichen. Um ein bestimmtes Beispiel zu wählen: bei der „Sphigenie“ ließe sich nur durch ein Nebeneinanderdrucken der älteren prosaischen Gestalt und der in fünffüßigen Jamben geschriebenen ein Überblick ermöglichen. Beiden Texten müßten dann wiederum Varianten beigegeben werden; hier, bei dem prosaischen, die Abweichungen der zweiten und dritten Bearbeitung, dort, bei der in Versen geschriebenen, die der ursprünglichen rhythmischen, freilich bis auf den heutigen Tag noch verborgenen Gestalt. Bei andern Werken wird selbst ein solches Verfahren unmöglich sein. Wir wissen, daß die erste Gestalt, welche die „Mitschuldigen“ hatten (auch diese Handschrift ist noch nicht aus ihrem Gewahrsam in Privathänden gelöst), ganz kurz, die Handlung in einen Akt zusammengedrängt war. Der Text im „Jungen Goethe“ zeigt schon eine Verteilung auf drei Akte. Eine Gegenüberstellung der Texte wird hier ganz unmöglich sein, wir würden eine stattliche Anzahl leerer Kolonnen oder Seiten neben der zweiten Gestalt erhalten. Genug, die kritische Ausgabe wird für jeden Fall zu erwägen haben, wie im Besondern vorzugehen sei. Die von Goedeke besorgte kritische Ausgabe der Werke Schillers wird hier gewiß Anleitung geben, meistenteils sogar Vorbild sein können. Das Richtige

wird sein, bei Werken, die Goethe selbst einer durchgreifenden Umarbeitung unterzog, die einzelnen Formen gesondert zu behandeln. Damit ist zugleich die Notwendigkeit einer chronologischen Anordnung gegeben. Freilich nicht etwa in der Art, daß die Gedichte z. B. in allen Bänden zerstreut werden. Es wird sich wohl im Gegenteil empfehlen, die sämtlichen Gedichte in einer Abteilung zu vereinigen, ebenso die naturwissenschaftlichen Arbeiten. Die andern Werke können dann, wie dies schon für die Jugendzeit im „Jungen Goethe“ durchgeführt worden ist, in streng chronologischer Reihenfolge gegeben werden.

Goethe hat selbst öfters auf die Reinheit der Texte sein Augenmerk gewandt. Wir wissen jetzt, inwieweit dies bei der Ausgabe letzter Hand, für die Göttinger gewonnen wurde, der Fall gewesen ist. Wir lernen aber auch zugleich die Grundsätze kennen, die Goethe dabei befolgt wissen wollte. Sie gehen sämtlich darauf hinaus, kleinere Sprachunebenheiten und orthographische Seltsamkeiten zu tilgen. Was uns dagegen als das höchste Resultat der wissenschaftlichen Kritik erscheint, die Darlegung der verschiedenen Phasen im Entstehen des Dichterwerks — das hat Goethe nicht geben wollen, vielleicht nicht einmal geben können. Er hat Göttinger gegenüber es geradezu ausgesprochen, daß „keine Codices zu collationiren“ seien, daß „die früheren Ausgaben hier nur kümmerliche Nachweisung geben würden.“ Daß er sich hierin geirrt, wissen wir durch die Arbeit von Bernays, denn inwiefern bei der Feststellung des Textes auf die ersten Ausgaben zurückgegangen werden muß, ist jetzt allgemein bekannt. Wichtiger ist die Frage, ob und in welchem Grade die Handschriften bei der Textkonstruktion heranzuziehen seien. Es ist deren eine ganz beträchtliche Zahl, teils im Privatbesitz, teils im Besitz von öffentlichen Bibliotheken vorhanden. Aus ihnen erhalten wir bisweilen ganz neue, unbekannte Redaktionen, zumal bei Werken aus den Jahren von 1775 bis vor der Italienischen Reise, auf welcher bekanntlich zum Behuf der ersten bei Göschen erschienenen Gesamtausgabe eine ganze Anzahl derselben der gründlichsten Umarbeitung vom Dichter unterzogen wurden. Aus den Handschriften können wir aber auch bisweilen grobe Fehler und Versehen, die vom ersten Druck an sich durch alle Ausgaben fortgeschlichen haben, nachweisen und tilgen.

In den „Vögeln“ sind z. B. gegen den Schluß des Stückes einige Zeilen ausgefallen,*) die notwendig ergänzt werden müssen, um einen vernünftigen Sinn zu erhalten. Ein böses Zeichen für unsre Goethekritiker ist es, daß man diese Lücke nicht schon lange bemerkt hat, zumal da Aristophanes hier zum Vorbilde gedient hat. Einige andre Beispiele aus „Stella,“ von der mir jüngst eine von Goethe eigenhändig durchforrigirte Handschrift vorgelegen, sind folgende. In dem Monolog Stellas, der den vierten Akt eröffnet, finden sich die Worte: „Hier soll er mich finden, hier an meinem Rosenaltar, unter meinen Rosenzweigen.“

*) Vergleiche das Goethe-Jahrbuch 1881, S. 223.

Was ist das, ein Rosenaltar? Die Szene stellt eine Einsiedelei in Stellas Garten vor, die genaue Schilderung derselben wird von der Postmeisterin im ersten Akte gegeben: „Sie hatte ein Kind; es starb ihr bald. Im Garten ist sein Grab, nur von Rasen, und seit der Herr weg ist, hat sie eine Einsiedelei drum angelegt und ihr Grab dazu bestellen lassen.“ Es ist klar, das Grab des Kindes und Stellas selbst ist der Altar, über den die Rosenzweige herabhängen. Durch Hinzufügung eines kleinen Strichleins erhalten wir die richtige Lesart: „Rasenaltar.“ Aber der Fehler ist ein alter, entstanden aus Goethes eigentümlicher Schreibweise, die a und o fast gleich bildete. Der Schreiber der vorliegenden Handschrift, die noch im Jahre 1775 aus dem Autograph abgeschrieben sein muß, schrieb denn auch wirklich Rosenaltar ab, Goethe aber hat das Wort selbst gebessert. Eine der unsern sehr ähnliche, entschieden von demselben Schreiber angefertigte Kopie des Urexemplars wurde als Druckvorlage benutzt, und hier ist das kleine Verderbnis übersehen, das auf diese Weise sich in die erste Ausgabe einschlich und seitdem in allen Drucken der „Stella“ stehen geblieben ist.

Eine weitere eigentümliche Stelle findet sich im ersten Akt beim Auftreten Fernandos. Der Bediente sagt: „Soll ich gleich wieder einspannen und ihre Sachen aufpacken lassen?“ Fernando erwidert ihm: „Du sollst's herein bringen, sag' ich dir; herein.“ Dort der Plural: „Sachen,“ hier der Singular: „Du sollst es herein bringen.“ Wie verträgt sich das? Es ist die Lesart aller Ausgaben, und niemand hat bis jetzt Anstoß daran genommen. Einer meiner Freunde meinte sogar, als ich ihn auf die Ungenauigkeit des Ausdrucks aufmerksam machte, hier liege gerade eine jener aus dem Leben des Volkes geschöpften Redensarten vor, die Goethe so trefflich zu verwerten gewußt habe; daran rütteln zu wollen, sei Silbenstecherei. Daß ich es offen gestehe, der Freund bekehrte mich nicht, ich stolperte stets von neuem über diesen Stein des Anstoßes. Die Handschrift giebt eine überaus einfache Lösung des Rätsels. Der Bediente hatte anfangs zu sagen: „Der andre Wagen ist schon da. Soll ich ihr Felleisen nicht aufpacken lassen?“ Goethe zog später vor, seinen Helden nicht mit der gewöhnlichen, sondern mit Extrapost ankommen zu lassen, ein simples Felleisen schien ihm für einen Mann, der sich den Luxus eines Bedienten gönnen kann, zu wenig. Daher die Änderung. Aber dabei überfah er das „sollst's!“ Es blieb stehen und hat sich seitdem unangetastet erhalten. Der Dichter war eben ein schlechter Korrektor, oder vielmehr er hat viele seiner ersten Schriften gar nicht selbst korrigirt, gewiß auch die „Stella“ nicht, die zudem in dem fernen Berlin gedruckt wurde.

Noch manches könnte ich aus dem Manuskript der „Stella“ mitteilen. Doch genug der Beispiele; die angeführten werden genügen, um den Beweis zu liefern, daß die Handschriften bei der Textkonstruktion nicht ohne Erfolg herangezogen werden können.

Saben wir oben darauf hingewiesen, daß eine der deutschen Akademien fördernd eingreifen könne, so halten wir an dieser Stelle dafür, daß das Reich selbst eine Goetheausgabe unterstützen sollte. Und wie die von Suphan besorgte Ausgabe der Werke Herders erst durch die Munizenz des preußischen Kultusministeriums ermöglicht worden ist, so würde auch gewiß einer Goetheausgabe die thätige Beihilfe der Reichsregierung nicht abgehen.

Sind diese beiden Vorarbeiten, ein Verzeichnis der Briefe und eine kritische Ausgabe der Werke erst durchgeführt, dann wird auch die Zeit kommen, an ein Leben Goethes zu gehen. Es wird die schwerste aller Aufgaben sein, denn das Quellenmaterial, das zu verwerten ist, ist ein ungeheures. Die feinsten Fragen sind zu lösen, der Bearbeiter muß die Technik des historischen Handwerks bis auf den Grund verstehen, er hat sich aber stets den großen, vorurteilsfreien Blick zu wahren, der sich auf das Ganze richtet und nicht in Kleinigkeitskrämerei und Anekdotensucht aufgeht. Er muß selbst etwas vom Dichter in sich spüren, wenn er dem Dichter gerecht werden will. Wenn je eine große Aufgabe der Zukunft gestellt wird, so ist es ein Leben Goethes. Wir, die voller Zuversicht, in dem Glauben an die unverstiegbare geistige Lebenskraft, welche in unserem Volke liegt, des Kommenden harren, wir sind auch überzeugt, daß einst ein solches monumentum aere perennius dem größten Dichter, den Deutschland je gesehen, errichtet werden wird.

Uns aber ist Goethe nicht gestorben, sondern nur entrückt. Und wie wir am heutigen Tage dankbaren Herzens des uralten Kaisertraumes herrliche Gewährung begehen, so gedenken wir auch des Lichtes, das uns durch Goethe gekommen, und das seine wärmenden Strahlen fort und fort in das deutsche Herz ergießen wird.



Die Provinz Posen und die Wiener Verträge.



ie uns aus guter Quelle berichtet wird, hat die polnische Fraktion des preußischen Abgeordnetenhauses die Absicht gehabt, einen „Generalantrag“ wegen Gewährung der den Polen im Posenschen angeblich durch die Wiener Verträge verbürgten Rechte einzubringen, die Ausführung des Planes aber vertagt, obwohl die Ultramontanen von der Richtung Windthorst's sich der Sache günstig gezeigt hatten. Wenn dieselbe wieder aufs Tapet gebracht wird, so werden wir vermutlich das alte Lied in neuer Variation zu hören bekommen, vielleicht auch nur ein Stück von dieser oft widerlegten, aber von Zeit zu Zeit wieder laut